

Zwischen Abwehr und Zuversicht

Die Angst vor dem Fremden ist eine Herausforderung für den Glauben

Von Hartmut Meesmann

Sie beunruhigen. Sie wirken bedrohlich. Sie stören. Wie das Kaninchen vor der Schlange stehen viele Einheimische vor den Flüchtlingen, vor den Fremden. Das Fremde beherrscht wie ein dunkler Dämon ihre Psyche. Angst, Ablehnung, Feindseligkeit, Neid und Hass sind die Folge. Die Devise lautet: Abschotten! Mauern hochziehen! Aber es gibt auch das andere: Solidarität, Unterstützung, Neugier auf die fremden Menschen, eine Haltung des Willkommens. Warum reagieren Menschen so unterschiedlich, so gegensätzlich? Und was spielt sich im Seelenleben vieler Flüchtlinge ab?

Abdul, Mitte zwanzig, ist aus Mossul im Irak geflohen. Er hat in Deutschland Asyl beantragt. Das Verfahren läuft noch. Jetzt steht er auf der Bühne des großen Saals im Würzburger Congress-Zentrum. Er wird gefragt, was ihm denn in Deutschland als besonders befremdlich aufgefallen sei. Abdul erzählt, er habe eine junge deutsche Frau kennengelernt und sei von ihr zusammen mit anderen zu einer Fete eingeladen worden. Er solle bitte einen Salat mitbringen, habe sie gesagt. »Ich bin eingeladen und soll einen Salat mitbringen? Das fand ich sehr merkwürdig«, sagt Abdul. Lachen im Saal. Was ihm denn noch aufgefallen sei? »Der Zusammenhalt der Familien in Deutschland ist nicht so groß wie bei mir zu Hause«, antwortet Abdul ernst. Und: dass die deutschen Polizisten ihm gegenüber sehr korrekt gewesen seien.

Wie alle anderen Migranten muss sich der junge Iraker auf seine eventuelle neue Heimat erst einmal einstellen. Er lebt nun in der Fremde. »Es gibt nicht wenige Flüchtlinge, die es in dieser Situation innerlich zerreißen«, hat der baptistische Theologe und Therapeut Michael Borkowski beobachtet, der Abdul und zwei andere Flücht-

linge nach Würzburg mitgebracht hat. Borkowski spricht auf einem Internationalen Kongress, den die *Akademie für Psychotherapie und Seelsorge* veranstaltet und der sich mit den verschiedenen Facetten des Fremden »in mir, in dir und in Gott« beschäftigt. Er arbeitet in Hannover mit traumatisierten Flüchtlingen und bietet sogenannte Stabilisierungsgruppen für Menschen in belastenden Übergangssituationen an. »Die Muslime unter den Flüchtlingen erleben bei uns eine große Freiheit, die sie aus ihren Heimatländern nicht kennen«, berichtet Borkowski. »Sie erleben völlig andere Geschlechterrollen. Das führt zu großer Verunsicherung und zu Spannungen in den Familien.«

Was Migranten physisch und psychisch leisten müssen, ist enorm. Borkowski erlebt es aus nächster Nähe mit: Nach einer meist entbehrungsreichen Flucht, die mitunter Jahre dauern kann, folgt in der Regel die Phase der bereitwilligen Anpassung an die neue Kultur. Um nicht negativ aufzufallen, würden Verwirrung verdrängt und Konflikte vermieden. Dann meldeten sich oft Enttäuschung und Frust. Das Selbstwertgefühl sei erschüttert, weil man sich ausgegrenzt und nicht geschätzt fühle. Ohnmacht, Trauer und Heimweh führten zu psychischen Störungen, zu Aggressionen, bei einigen auch zu Straftaten. Schließlich stünde bei den Geflohenen eine grundsätzliche Entscheidung an: Wollen sie eine neue Identität im »gelobten Land«? Oder orientieren sie sich weiterhin an der Kultur ihres Heimatlandes und bleiben somit letztlich Fremde? Angekommen sei ein Flüchtling erst, wenn er sich auch im fremden Land als »wertvoll und selbstmächtig« erleben könne, sagt Michael Borkowski. Und das kann sehr lange dauern.

Integration ist ein äußerst komplexer und belastender Vorgang – für alle Beteiligten. Natürlich gibt es auch den Asylmissbrauch, Flüchtlinge, die hohe Ansprüche

»Erst wenn man sich in der Fremde als selbstmächtig und wertvoll erfährt, ist man angekommen Michael Borkowski

stellen oder kriminell handeln. Aber das sind nicht »die« Flüchtlinge. Dennoch knirscht es sozial und politisch in Deutschland, auch wenn sich die hysterische Aufregung inzwischen etwas gelegt hat. Die Menschen sehen sich nach wie vor herausgefordert: Wie den Fremden begegnen? Mit Neugier, Faszination, Wohlwollen? Oder ängstlich, mit Ablehnung und Hass? Die Haltungen haben politische und soziale Gründe – aber sie haben auch sehr viel mit der jeweiligen Persönlichkeit zu tun.

Wechselspiel von Fremdheit und Identität

Jeder Mensch steht vor der Aufgabe, im Laufe seines Lebens eine eigene Identität herauszubilden. Dabei werde man sich immer wieder auch selbst fremd, betont der Heidelberger Psychiater und Philosoph Thomas Fuchs. Die Entwicklung eines stabilen Ich oder Selbst sei durch eine ständige Auseinandersetzung mit dem Fremden und Anderen charakterisiert. Stoße ein Mensch auf Anteile in seiner Persönlichkeit, die ihm unbehaglich sind oder gar Angst machen – aggressive oder sehr weiche Gefühle zum Beispiel oder auch erotische Gefühle fürs eigene Geschlecht –, dann besteht die Gefahr, dass er das »Fremde in sich« verdrängt, statt sich mit ihm auseinanderzusetzen. Das Verdrängte aber bleibe latent vorhanden, so der Psychiater Fuchs, zumal wir Menschen viel stärker von unbewussten Verhaltensweisen geleitet werden als von bewussten. »Die Psychotherapie«, sagt sein Schweizer Kollege Samuel Pfeifer, sei geradezu die »Exploration des Fremden« in der Psyche des Patienten. Die Psychoanalyse spreche daher von der Aufgabe, die so-



nannten »Schattenanteile« in die eigene Persönlichkeit zu integrieren, sich mindestens aber mit ihnen konstruktiv zu beschäftigen.

Psychisch krank wird, wer sich selbst dauerhaft fremd bleibt. Thomas Fuchs verdeutlicht das eindringlich an drei Beispielen: Menschen, die an der Borderline-Störung litten, fühlten sich vom Fremden »überwuchert«, sie könnten sich nicht abgrenzen. Sie hätten kein authentisches Selbst, fühlten sich innerlich leer, suchten stets die Bestätigung durch andere. Ihnen fehle die Authentizität einer eigenen Persönlichkeit. Magersüchtige hingegen wollten völlig unabhängig, ja »vollkommen« sein. Sie »erbrechen ständig das Fremde«. Die vielen Einflüsse von außen wie von innen könnten von ihnen nicht produktiv verarbeitet werden. Und schließlich die Menschen mit einem posttraumatischen Belastungssyndrom. Sie seien »überwältigt durch das radikal Fremde«: durch Folter, Krieg oder sexuellen Missbrauch zum Beispiel. Traumatisiert vom brutalen Verhalten anderer Menschen, litten sie in der Folge unter einem enormen Vertrauensverlust. Zu ihnen zählten Hunderttausende von Flüchtlingen, aber auch viele Soldaten, die den schockierenden Grausamkeiten eines Krieges ausgesetzt waren.

Abwehr von rechts

Dramatisch wird es auch, wenn das »Fremde in mir« nach außen projiziert und dann bekämpft wird – zum Beispiel die eigene innere Gebrechlichkeit und Unsicherheit im psychisch kranken oder anderweitig eingeschränkten Menschen. »Das Fremde wird umso bedrohlicher, je mehr es dem Eigenen gleichkommt«, sagt Thomas Fuchs dazu. »Deshalb sind Bürgerkriege die brutalsten Kriege.« Denn zur nationalen Identität – sofern es eine solche überhaupt gibt – gehörten immer auch fremde, irritierende Aspekte. So könnten deutsche Männer und Frauen eben auch schwarz, islamisch oder transsexuell sein. Doch diese Tatsache werde von nicht wenigen Menschen verdrängt oder abgelehnt – nach dem bekannten Motto: Was nicht sein darf, das nicht sein kann. Diese »anderen« werden dann hasserfüllt bekämpft.

Speerspitze unter den Verdrängern ist die militante Bewegung der *Identitären*. Diese Menschen verweigern die konstruktive Auseinandersetzung mit den Fremden und mit dem Fremden. Die Rechtsextremen tappten in die »Identitätsfalle«, so der in Salzburg lehrende Philosoph und Theologe Franz Gmainer-Pranzl. Denn sie suggerierten, dass es eine

homogene kulturelle und nationale Identität gebe. Doch das sei ein Irrtum. Das sieht auch Borkowski so. Für ihn bedeutet Integration daher, den Fremden dabei zu helfen, sich in ein nationales Netzwerk einzufinden: in eine Kultur nationaler Vielfalt also.

Gmainer-Pranzl beklagt, dass in den Köpfen der Menschen eine problematische »Verschiebung« stattgefunden habe. Das Fremde sei inzwischen »kulturalisiert« worden. Das heißt: Nicht der einzelne Mensch ist im Blick, sondern nur noch die Kultur, aus der er oder sie stammt. Kann dieser Mann oder jene Frau überhaupt zu unserer Kultur passen, das sei für viele eine Kernfrage, die folgerichtig in die umstrittene Forderung nach einer Leitkultur einmündet, der sich die Fremden unterzuordnen hätten.

Dieser Entwicklung habe, so Gmainer-Pranzl, die neuzeitliche Philosophie Vorschub geleistet. Denn für viele großen Denker – zum Beispiel Descartes, Kant, Heidegger oder Vertreter des philosophischen Existenzialismus – sei das Fremde entweder ein Problem oder aber eine exotische Erscheinung. Ausgangspunkt der modernen Weltsicht sei das Ich, das subjektive Bewusstsein. Es nehme alles Fremde sofort kritisch unter die Lupe und markiere sofort klare Grenzen.

Eine Gegenposition vertrat sehr pointiert der jüdische Philosoph Emmanuel Levinas (1906-1995). »Ich komme zu mir selbst, indem ich mich auf den anderen beziehe«, fasst Gmainer-Pranzl die Leitidee von Levinas' Denken zusammen. Die Position, zentral vom Fremden her zu denken, schließt eine kritische Haltung gegenüber dem eigenen Denken und Handeln wesentlich mit ein. Wo das Fremde vertraut(er) wird, kann die Angst weichen. Gerade der Glaube an einen Gott, der den Menschen in seiner grundlegenden Ambivalenz und Brüchigkeit annimmt, könne die Grundangst beruhigen, die nicht wenige Menschen innerlich umtreibt, sagen Religionsphilosophen wie Eugen Biser oder Theologen wie Eugen Drewermann. Auch Drewermann bleibt übrigens ganz in der Linie neuzeitlicher Philosophie, indem er den Gottesglauben einzig im Subjekt, in der Psyche des Menschen, verankert und nicht in der Erfahrung der Natur als einer Schöpfung Gottes zum Beispiel.

Wie Neugier auf Fremdes wachsen kann

Doch selbst der Gott meines Vertrauens bleibt in der Erfahrung vieler Menschen immer auch ein fremder Gott. Er bleibt verborgen, rätselhaft, ist oft eher ein Bild der Hoffnung als der Gewissheit. Warum erschuf er die Welt und den Menschen so unvollkommen und brüchig, wie sie nun einmal sind? Warum das viele Leid, warum das abgrundtief Böse? Das Vertrauen in Gott ist – gerade auch nach Auschwitz – erschüttert, gefährdet.

Doch was ist die Alternative zu einem Gottesglauben, der stets auch mit Zweifel und Skepsis ringt? Ein nüchternes Sich-Abfinden mit der brutalen Realität – eine Haltung, die von ihren Verfechtern meist auch noch verklärt wird? Der Glaube kann das Vertrauen in die Welt fördern, indem er das eigene Ich auf Gott bezieht, es damit relativiert und die Angst – vor den Abgründen der eigenen Psyche und auch vor dem Fremden – beruhigt, vielleicht sogar nimmt. Die Neugier auf das Fremde kann auf diese Weise wachsen, weil man es als bereichernd erleben kann. Man kann manches sogar als bleibend fremd akzeptieren, ohne in Panik zu verfallen. Das alles zeigt sich beispielhaft im Engagement vieler Kirchengemeinden für die Flüchtlinge und Asylsuchenden. Dass auf diese Weise auch das Wort Jesu »Ich war fremd und ihr habt mich aufgenommen« (Matthäus 25, 35) Gestalt annimmt, tritt als Motivation noch hinzu.

Hoffnungsvoll ist, dass sich in den letzten Jahren in der akademischen Theologie immer mehr die interkulturelle und interreligiöse Perspektive durchsetzt. Die Religionen könnten als »Schulen der Fremderfahrung« mit gutem Beispiel vorangehen, sagt Franz Gmainer-Pranzl, der in Salzburg selbst interkulturelle Theologie lehrt.

Praktisch wurde diese Offenheit jüngst in Wiesbaden: beim interreligiösen Gebet für den Frieden. Über zwei Monate konnten Gläubige verschiedener Konfessionen und Religionen an 46 Orten miteinander beten. Der evangelische Dekan Martin Mencke resümiert: »Für das Zusammenleben ist es entscheidend, den Reichtum der jeweils anderen Tradition wahrzunehmen und das Eigene auch in diesem Licht zu sehen. Das Verstehen des Eigenen und des Fremden wird so tiefer und voller.« Man muss es nur wollen – und oft auch erst lernen. ◆



» Ich komme zu mir selbst, indem ich mich auf den anderen beziehe Emmanuel Levinas

» Psychisch krank wird, wer sich dauerhaft fremd bleibt Thomas Fuchs